

Euro 3,50

Poste Italiane s.p.a.
Spedizione Abbonamento
Postale – 70 %
NE Bolzano

FOTOSTRECKE

Michael Neuhaus, hinter Gittern

„Ich bin ein Rom,
komme aus Rumänien,
România, und lebe in Rom:
Was hätte ich anderes machen
können als eine CD-ROM?
Ihr könnt sie nach dem
Konzert kaufen.
Was soll ich jetzt spielen?
Romagna mia!“

(Musiker Marian Serban live on Stage auf einem Konzert in Bologna, 2008)

Inhalt

Ethnomusikologe **Nico Staiti** über
Roma und Sinti als Kulturvermittler. 2

Mit Verfassungsrechtler **Francesco Palermo**
hat sich **Francesco Tancredi** über den
Minderheitenschutz für Roma und Sinti unterhalten. 4

Die Aktivistin und Kuratorin **Tímea Junghaus**
spricht über ihren Einsatz für die Roma-Kunst. 5

Der „Methode Degiorgis“ widmen sich
Sandra Schwender und Stilbé Schroeder
auf der *Curators Page*. 12

Die SAAV präsentiert
Claudia Raudha Tröbinger. 13

Der literarische Schwerpunkt dreht sich um
den Schriftsteller **Eginald Schlattner** aus
Hermannstadt. 14

GALERIE

Den Alltag von Roma und Sinti als vernachlässigte
Europäer dokumentiert der Künstler **Nino Pušija**.

Von Mehr- und Wenigerheiten

Fahrende sind, wie der Name schon verrät, unterwegs. Sie pflegen einen eigenen Lebensstil, der auch eine Form des Wirtschaftens ist. Sind aber die Sinti und Roma in Europa Nomaden, wie die Erzählung besagt, oder sind sie bloß an verschiedenen Orten sesshaft? Sicher ist, dass die rund 12 Mio. Roma in Europa nirgendwo in der Mehrheit sind. Ein Volk ohne Land, das niemandem den Krieg erklären kann. Eine Wenigerheit, um es in den Worten Ceija Stojkas zu sagen.

Die Beziehungen zwischen der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung und den Roma sind meist flüchtig, das gegenseitige Verständnis ist gering, viele Grenzen müssten überwunden werden. In der mündlichen Überlieferung der Roma sind wir Sesshafte noch immer Ackerbauern und Viehhirten. Zwischen ihnen und der mit ihrer Scholle verwurzelten Bevölkerung herrscht Misstrauen. Zudem stellen die „Zigeuner“ für die sprichwörtlich „An-sässigen“ eine beunruhigende, verstörende Minderheit dar; eine Bedrohung der bürgerlichen Werte eines fleißigen, anständigen und strebenden Lebenswandels. Unsere Grenze verläuft hier. Entlang der Entscheidung: Assimilation oder Ausschluss. Darüber hinaus gibt es noch eine weitere Grenze: einen internen Kulturkampf zwischen jenen, die sesshaft werden und ihre Kultur gar verneinen, und jenen, die den althergebrachten Lebensstil fortführen.

Uns wurde zu dieser Ausgabe von verschiedenster Seite geraten, konstruktive Projekte und positive Beispiele zu bringen. Als Kulturzeitschrift kann unser Anspruch jedoch nicht darin bestehen, positive Stereotypen anstelle negativer zu reproduzieren. Die persönlichen Erfahrungen und Begegnungen im Verlauf der Interviews und Gespräche mit lokalen Sinti sind keineswegs konstruktiv verlaufen. Die Opferrolle hat sich offenbar fest in den Dialog mit Außenstehenden eingegraben. So konzentrierten wir uns auf die politisch und rechtlich relevante Seite dieses komplexen Diskurses, der immer wieder zur Kulturproduktion zurückführt.

Um Kultur geht es auch im literarischen Teil rund um das Werk des Schriftstellers und evangelischen Gefängnisseelsorgers Egnald Schlattner aus Hermannstadt in Siebenbürgen. In seinen Texten prallen zahlreiche Zigeunerklischees gekonnt aufeinander, um an der eindrücklich geschilderten Realität wieder abzuprallen.

Hannes Egger / Haimo Perkmann

HERAUSGEBER	Distel-Vereinigung
ERSCHEINUNGORT	Bozen
PRÄSIDENT	Martin Hanni
VORSTAND	Johannes Andresen, Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser, Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha
KOORDINATION	Hannes Egger, Haimo Perkmann
VERANSTALTUNGEN	
PRESSERECHTLICH	Vinzenz Ausserhofer
VERANTWORTLICH	Christof Brandt
FINANZGEBARUNG	Hannes Egger
SEKRETARIAT	1 – 39100 Bozen, Silbergasse 15 Tel +39 0471 977 468 Fax +39 0471 940 718 info@kulturelemente.org www.kulturelemente.org
GRAFIK & SATZ	freiraum.bz.it
DRUCK	Fotolito Varesco, Auer
BEZUGSPREISE	Inland Euro 3,50, Ausland Euro 4,00
ABONNEMENT	Inland Euro 22,00, Ausland Euro 29,00
BANKVERBINDUNGEN	Südtiroler Landessparkasse Bozen IBAN IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300 Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Die Roma in Italien

Nation ohne Territorium

Nico Staiti

Die Diskriminierung der Zigeuner (ich benutze diesen politisch nicht korrekten Begriff, weil jedes andere Wort nur Teilgemeinschaften umschreiben würde) ist vor allem einer weit verbreiteten Unwissenheit über sie geschuldet. Die Vertreter der Institutionen sollten sich davor hüten, diese Haltung zu übernehmen.

Wer sind die Zigeuner, was tun sie, wo leben sie, was unterscheidet sie von anderen? Das Nomadentum? Die Tatsache, dass sie gute Musiker sind? Oder um Almosen betteln? Welchen Berufen gehen sie nach? Sind sie Karussellbetreiber, Wanderhändler oder Pferdehändler? Sind sie Diebe? Oder eher Maurer, Bauern, Friseure oder Putzfrauen? Abhängig von der Gruppenzugehörigkeit, dem Geschlecht, den individuellen Einstellungen, aber auch geschichtlichen Perioden und ökonomischen Bedürfnissen können sie eines oder mehrere dieser Dinge sein, keines von ihnen oder viele zugleich. Einige Gruppen sind fast unsichtbar, andere hingegen stehen in der Öffentlichkeit und unterscheiden sich deutlich von denen um sie herum. Sobald sie deutlich sichtbar sind und klar wird, dass sie sich von jenen um sie herum unterscheiden, wird ihr Anderssein als eine beunruhigende Andersartigkeit empfunden, unabhängig von den tatsächlichen Auswirkungen auf die Gesellschaft. Es beleidigt die kleinbürgerliche Idee des zivilen Anstands. Dies wiederum veranlasst lokale Verwalter aus allen politischen Lagern dazu, immer wieder lautstark Kampagnen gegen sie anzukündigen. Ohne zu erkennen, dass das Schüren von Vorurteilen zwangsläufig auch den Faschismus und Rassismus schürt, manchmal sogar wider oder unabhängig von den Absichten derjenigen, die hier ein Zeichen setzen wollten.

Vor vielen Jahren fragte ich einmal ein Roma-Mädchen aus dem Kosovo, worin sie sich von den Albanern unterschieden, was der entscheidende Unterschied sei. „Keiner“, antwortete sie, „nur, dass die Roma romani sprechen – und die Albaner albanisch.“ „Ihr seid also gleich?“ „Aber nein, sie sind ganz anders.“

„Haben sie andere Gewohnheiten, andere Wohnungen, kleiden sie sich anders?“ „Nein, nein, so wie wir.“ „Haben sie vielleicht andere Feste? Eine andere Musik, andere Tänze?“ „Nein, ihre Feste sind so wie unsere, die Musiker spielen für uns und für sie, wir haben die gleichen Tänze.... außerdem heiratet eine Roma oft einen Albaner, oder eine Albanerin einen Roma, dann sind wir alle auf demselben Fest.“ „Wo ist aber dann der Unterschied?“ „Wir sind freier.“ „Was heißt das?“ „Unsere Feste sind schöner, und wir tanzen besser. Sie tanzen wie Kartoffelsäcke.“ „Und wie tanzt Miria (eine Frau, die wir beide kannten)?“ „Ah, sie ist toll, du hast sie gesehen. Wenn sie tanzt, bleibt jeder stehen, um ihr zuzusehen.“ „Aber Miria ist doch keine Roma?“ „Aber nein, das weißt du doch, sie ist Albanerin.“ „Aber wenn Miria, die Albanerin, so gut tanzt, dann sehe ich den Unterschied nicht.“ „Sie leben auf dem Land, wir leben in der Stadt.“ „Alle Albaner leben auf dem Land und nur die Roma in der Stadt? War Miria nicht deine Nachbarin im Kosovo, ihre Familie wohnte doch neben deiner Familie.“ „Das stimmt.“ „Was denn nun?“ „Wie soll ich dir das erklären? – meinte sie, nun schon etwas ungehalten – ...du weißt doch, wenn man Ricotta macht, dann bleibt Molke übrig.“ „Stimmt.“ „Sie trinken das.“ „Ihr nicht?“ „Wir auch. Aber sie trinken viel mehr davon.“



MICHAEL NEUHAUS
hinter Gittern

MICHAEL NEUHAUS: HINTER GITTERN

Michael Neuhaus, geb. 1965, hat visuelle Kommunikation mit dem Schwerpunkt Fotografie an der FH Dortmund studiert. Seit der Gründung seines eigenen Fotostudios 1991 in Duisburg fotografiert er weltweit für Geschäftsberichte, Unternehmens- und Gesellschaftsmagazine. Zu seinen Kunden zählen, neben zahlreichen Agenturen und Verlagen, namhafte DAX-Unternehmen und Mittelständler sowie Non-Profit-Organisationen. Seit 2013 ist Michael Neuhaus berufenes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Photographie, die sich für die Belange der Fotografie in kulturellen Kontexten einsetzt. Neben seiner Auftragsfotografie verwirklicht er immer wieder freie Projekte, wie in Siebenbürgen. Mit dem Fall der Mauer und der damit verbundenen Emigration vieler Siebenbürgener Sachsen hat sich das multiethnische Zusammenleben verschoben. In der 2008 mit dem Gefängnisseelsorger und Schriftsteller Egnald Schlattner entstandenen Serie *hinter Gittern* werden die Verwicklungen der Gefängnisinsassinnen und Gefängnisinsassen in tradierte Werte und Lebensformen thematisiert, die auch Fragestellungen zu Schuld und Verantwortung beinhalten, ohne diese konkret beantworten zu wollen.

Dieses Gespräch muss als Ausdruck eines Denkens interpretiert werden, das in der mündlichen Überlieferung gründet. Das Mädchen brachte auf diese Weise eine symbolische Synthese der Unterschiede zum Ausdruck: Die Roma sind „freier“, weil sie historisch gesehen nicht mit der Scholle, dem Land verbunden sind; die anderen aber gehören – selbst wenn sie keine Viehzüchter oder Ackerbauern mehr sind – immer noch zu einer agropastoralen Kultur: In der Vorstellung der Roma leben sie daher auf dem Land, produzieren Ricotta, trinken Molke und für ihre Feste müssen sie Roma als Musikanten engagieren. Dies gilt unabhängig von der konkreten, spezifischen Deklination der Dinge. Es steht mit anderen Worten nicht im Widerspruch zu der Tatsache, dass es Albaner gibt, die Musik spielen können, Roma, die auf dem Land leben und das Land sogar bestellen, oder dass Miria, wie ich ihr provokant zu verstehen gab, eine großartige Tänzerin ist. Die Grenzen sind verschwommen: Sie trinken auch Molke, aber die anderen „viel mehr“; die Welt ist komplex und vielfältig. Sie wissen das gut, und über die Grenzen hinweg können sie sich leicht bewegen. Das sind die Roma: ein wenig mehr und ein wenig weniger als die anderen, je nach den Umständen und Zeiten. Doch auf der Grundlage dieser komplexen und doch unmerklichen Unterschiede werden Menschen diskriminiert, gab es Pogrome. Es ist es natürlich nicht möglich, eine kurze und doch aussagekräftige Zusammenfassung der vielen voneinander sehr verschiedenen Zigeunergruppen in Italien zu machen. Da sind die Sinti in Norditalien, die kulturell an andere Gemeinschaften in Frankreich, Österreich und Deutschland anschließen; dann sind da die Roma aus den Abruzzen, Kampanien, Kalabrien und Sizilien. Und neben diesen Gruppen, die seit dem 14. Jh. nachweis-

lich in Italien leben (und somit vielleicht italienischer sind als manche, die heute „Italiener zuerst“ rufen), gibt es neuere Siedlungen. Dabei handelt es sich vor allem um Kriegsflüchtlinge, die im damaligen Konflikt um Jugoslawien zwischen die Fronten geraten sind; aber auch, seit der Öffnung der Grenzen, um Gruppen aus Rumänien, die nach neuen Perspektiven suchen. Ich werde mich daher auf eine einzige Fragestellung konzentrieren, die nur eine einzige Gruppe betrifft.

Wie leben die Roma aus dem Kosovo heute?

Was ist mit den Roma aus dem Kosovo passiert? Im Italien der 1990er Jahre war ihre Notlage omnipräsent, sowohl auf sozialer Ebene als auch in Bezug auf die „Sicherheit“: Es wurde eine Zeit lang von nichts anderem als von diesen armen Menschen gesprochen, die einem Krieg und schrecklichen Verfolgungen entkommen waren, die illegal in Nomadenlagern und abbruchreifen Häusern lebten, Blumen in Restaurants verkauften und an Ampeln um Almosen baten. Dann gerieten sie, so plötzlich wie sie gekommen waren, aus dem Blickfeld der Menschen, und in den Zeitungen wurde es still um sie. In den Fokus der Öffentlichkeit rückten nun die rumänischen Roma, später neue, verzweifelte Menschen, die auf Schlauchbooten den sizilianischen Kanal überquerten. Doch was ist mit den kosovarischen Roma geschehen?

Sie sind hier: genau dort, wo sie vorher schon waren. Sie nutzten die Zeit, um ansässig zu werden, und siehe da: Sie leben in Wohnungen und im sozialen Wohnbau, arbeiten vor allem in Reinigungsunternehmen, bei Speditionsfirmen, als vereidigtes Sicherheitspersonal in Banken und Einkaufszentren, als Kellner und Barkeeper.

Ein Junge, der als Kind in den 1990er Jahren in einem Nomadenlager bei Bologna lebte und auf der Straße um Almosen bettelte, besuchte später die Hotelfachschule und ist heute Kellner in einem Restaurant der Stadt. Er sagte mir erst kürzlich, wie wichtig es wäre, öffentlich über die Integration seiner Gemeinschaft zu berichten. Auch weil ihre Erfahrungswerte für die Einschätzung und Handhabung anderer, neuer Migrationsströme herangezogen werden könnten. Die Familie des Jungen lebte vor dem Krieg in Jakova, Kosovo. Sie waren Straßenverkäufer; einer arbeitete in der Fabrik. Sie lebten seit dem 14. Jh. dort, zuvor hatten andere Kriege sie gezwungen, aus dem Osten hierher zu ziehen. Genau das unterscheidet sie: nicht die Fähigkeit, Nomaden zu sein, denn das Nomadentum ist eine inkonsistente Erzählung, sondern die Fähigkeit, im Laufe der Geschichte mobil zu bleiben, die Scholle zu verlassen, sich anzupassen.

Ähnlich den Juden in der Diaspora haben auch die Roma die Fähigkeit, mit ihren Nachbarn gute Beziehungen zu unterhalten, ohne vollständig mit der sie umgebenden Kultur zu verschmelzen. Wie jene sind sie ein Volk in der Diaspora, das über die Jahrhunderte hinweg zahlreiche Verfolgungen miterlebt hat. Aber sie haben keine Religion, die sie vereint, sie sind kein auserwähltes Volk, es gibt keine Roma-Nation mit eigener Regierung, die gegen andere Völker Krieg führen könnte. Die komplexe Dialektik zwischen Sesshaftigkeit und Mobilität, zwischen lokalen Identitäten und Gruppenidentität, zwischen Marginalisierung und Aufmerksamkeit sorgt dafür, dass wir von diesen Menschen viel lernen können, auch in Bezug auf die Schaffung leichter, hinreichender, nicht-monumentaler Identitäten.

Überlegungen zur Anerkennung von Sinti und Roma als Sprachminderheiten

Ein Gespräch mit Verfassungsrechtler Francesco Palermo

Francesco Tancredi

Immer wieder hören wir, dass kulturelle Vielfalt unsere Gesellschaft bereichert. Doch können wir kulturelle Unterschiede wirklich wertschätzen? Und welcher Voraussetzungen bedarf es, damit kulturelle Differenzen, die vielfach eher als Quelle von Problemen wahrgenommen werden, zu einer konstruktiven gesellschaftlichen Entwicklung beitragen? Was ist heute pragmatisch umsetzbar?

Die Notion des Interkulturalismus ermöglicht es uns, neue Wege des Zusammenlebens zu beschreiben, denn interkulturelle Prozesse schaffen Raum für eine breitgefächerte Kultur der Partizipation, in denen alle Akteure gleichberechtigt die Vor- und Nachteile divergierender Hypothesen untersuchen. Im Zuge diskursiver dialektischer Auseinandersetzungen werden Lösungsansätze gesucht, die unter Umständen auch weit von den Ausgangsthese entfernt sein können. Nicht zuletzt geht es darum, alle Bürgerinnen und Bürger unter Anerkennung ihrer besonderen kulturellen Zugehörigkeit in das soziale Leben einzubeziehen und ihnen so die Möglichkeit zu geben, sich für das Gemeinwohl verantwortlich zu fühlen, ihre Rechte und Pflichten wahrzunehmen. In dieser Hinsicht ist die Frage der Sinti und Roma besonders komplex. Jahrhunderte nach ihrer Migration leben diese Völker noch immer größtenteils am Rande der Mehrheitsgesellschaften. Ohne gesetzlich geregelten Minderheitenschutz werden alle Vorstöße im Sand verlaufen, meint Verfassungsrechtler Francesco Palermo.

KULTURELEMENTE Herr Prof. Palermo, wie stellt sich konkret die Frage des Minderheitenschutzes für Sinti und Roma aus Sicht der italienischen Rechtsprechung dar? Wie kommt es, dass sie bis dato nicht anerkannt wurden?

FRANCESCO PALERMO Italien ist eines der wenigen europäischen Länder, die – neben Portugal, Dänemark und den Niederlanden – weder Roma noch Sinti als Minderheit anerkennen. Sie fallen daher nicht unter den Art. 61 der Verfassung festgelegten Schutz sprachlicher Minderheiten. Somit bleibt lediglich der Schutz nach Art. 3 („Alle Staatsbürger haben die gleiche gesellschaftliche Würde und sind vor dem Gesetz ohne Unterschied des Geschlechts, der Rasse, der Sprache, des Glaubens, der politischen Anschauungen, der persönlichen und sozialen Verhältnisse gleich“). Der erste Teil dieses Artikels sieht die formelle Gleichstellung, d.h. die Gleichbehandlung vor. Aber formale Gleichheit ist immer die Gleichheit der Mehrheit, ohne Bedacht auf die speziellen Bedürfnisse von Minderheiten, sodass die gleiche Behandlung unter ungleichen Bedingungen de facto Ungleichheiten aufrechterhält. Der zweite Absatz von Art. 3 schreibt die substantielle Gleichstellung vor, d.h. er

verpflichtet die Institutionen zur Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Hindernisse, welche die volle Entfaltung der menschlichen Person behindern. Aber diese Hindernisse müssen auch gesehen werden, und hier ist der Gesetzgeber oft zu kurzsichtig. Ein triviales Beispiel: Wenn wir dem weit verbreiteten Glauben aufsitzen, dass Roma und Sinti die alleinige Schuld an ihrer aktuellen Situation tragen, weil sie sich „nicht integrieren wollen“, „stehlen“, „so leben wollen“ usw., dann übersieht man die vielen Hindernisse, die ihnen im Weg liegen, und kann diese in Folge auch nicht beseitigen. Um das Problem ihrer Marginalisierung zu lösen, müsste zuerst anerkannt werden, dass diese existiert und dass die Ursachen struktureller Natur sind.

Würden Sie sagen, dass die Anerkennung des Minderheitenschutzes dazu beitragen könnte, diese komplexe Problematik zu lösen?

Mehr noch. Die Anerkennung ist Voraussetzung einer jeden Lösung – vielleicht nicht ausreichend, aber notwendig. Ohne Anerkennung sind keine spezifischen Strukturmaßnahmen in Schlüsselbereichen wie Bildung, Wohnen und Arbeit möglich. Ohne diesen ersten Schritt wird das Problem nicht nur nicht gelöst, sondern verschärft, weil es die Marginalisierung und damit die Kriminalität befördert. Das Staatsgesetz ließe sich auf die reine Anerkennung beschränken, denn fast alle weiteren Maßnahmen in den Schlüsselbereichen Bildung, Wohnen und Arbeit liegen in der regionalen oder kommunalen Kompetenz.

Aus welchen Gründen wurden die Sinti und ebenso Roma bislang nicht als Minderheiten anerkannt?

Der formale Grund ist die Nichterfüllung des territorialen Kriteriums. Das Verfassungsgericht hat in einigen Urteilen entschieden, dass die Anerkennung des Minderheitensprachstatus nach Art. 6 der Verfassung bislang nur für territorial ansässige Gruppen vorgesehen ist. Aber natürlich steht dem Gesetzgeber nichts im Wege, diese Anerkennung vorzunehmen. Mehrere Regionen haben dies bereits getan, mit zum Teil restriktiven, bevormundenden Gesetzen. Danach geschah lange Zeit nichts mehr, bis zu jener Verordnung der Provinz Trient von 2008, die – eingedenk ihrer vielen Einschränkungen – dennoch italienweit eine Vorreiterrolle einnimmt.

Hinzu kommt ein entscheidendes politisches Motiv: Das Thema ist, gelinde gesagt, unpopulär. Darum ist es fast unmöglich, von politischer Seite Unterstützung für eine Anerkennung zu finden. Das ist ein altbekanntes Problem. So kam der Kompromiss zum Schutz historischer Sprachminderheiten 1999 erst dann zustande, als die Roma, Sinti und Fahrende von der Liste anzuerkennen der Minderheiten gestrichen wurden.

Die Tatsache, dass die italienischen Sinti nicht in einem zusammenhängenden Gebiet leben, verhindert ihre Anerkennung als sprachliche Minderheit?

Natürlich braucht jede Minderheit spezifische, an ihre Situation angepasste Maßnahmen. Dies gilt ganz besonders für Roma und Sinti – die bereits untereinander keineswegs eine homogene Gruppen sind. Nun wird darüber diskutiert, ob sie einfach in die Liste der in Gesetz 482/1999 anerkannten Minderheiten aufgenommen werden sollten oder ob hier ein spezielles Gesetz erlassen wird. Ich bin für zweite Lösung, so würden sie – wie die slowenische Minderheit – durch ein spezielles Staatsgesetz geschützt. Dies scheint mir der beste Weg, um den Bedürfnissen sehr unterschiedlicher Gruppen gerecht zu werden. Aber die Priorität liegt in jedem Fall auf der prinzipiellen Anerkennung.

Ein praktischer Lösungsansatz ist die Schaffung offiziell zugewiesener Standplätze mit Wasser- und Stromanschluss. Hier können Sinti Familien mit ihren Wohnwägen auf traditionelle Weise leben.

Die Schaffung von Standplätzen ist eines der besten Beispiele dafür, dass es durchaus möglich ist, die Bedürfnisse einer Minderheit mit der Anforderung gesellschaftlicher Integration unter Achtung der Vielfalt in Einklang zu bringen. Standplätze sind allerdings nur bedingt geeignet, denn sie funktionieren nur in Gebieten, wo relativ wenige Sinti leben, etwa in Südtirol. Im Fall der Roma – zumeist Ausländer, die heute in Camps leben – ist es mit Standplätzen alleine nicht getan. Aber sie sind ein grundlegender erster Schritt. Auch andere Modelle sind denkbar. So konnte in Mailand – im Gegensatz zu anderen Großstädten – dank einer gezielten Wohnungspolitik, die auch Standplätze vorsieht, die Notlage einigermaßen überwunden werden.

KULTURELEMENTE Tímea Junghaus, you are the founder of the European Romani Cultural Foundation. Can you explain to our readers what it is and what the aims of the foundation are?

TÍMEA JUNGHAUS The European Romani Cultural Foundation is a non-profit foundation based in Budapest. It was one of the first foundations that considered the European character of Roma Arts and Culture. It was initiated by Roma women scholars in Hungary and specifically worked with critical theory in arts. This in order to bring contemporary Roma Arts and Culture both to the community and the Hungarian audience.

In the exhibitions that you curate or co-curate, you repeatedly hint at the Holocaust, for example in the exhibition The Hidden Holocaust at the Hall of Art in Budapest in 2004, which is often referred to as pioneering work. How important is it to consider the Holocaust in order to understand the contemporary art and culture of Roma and Sinti?

in the world. And in the pavilion we exhibited 16 artists from 8 European countries, all of Roma origin. It was a truly international effort even though I wouldn't use the word international as it really projected a transnational community, a transnational minority. You could say – and this constituted very good timing in 2007 – it was a European pavilion. Paradise Lost attempted to deconstruct the stereotype of this untouched, exotic and 'primitive' paradise-escape of these exotic people, of this exotic land. We must not forget that Roma very often serve as the 'colony'. This is particularly true for intellectuals and artists from Central-, Eastern and Southern Europe who did not go to Africa, Tahiti or Aix-en-Provence to find their primitives, but they instead went to their closest 'colonies'. In Southern and Eastern Europe the Roma became the equivalents of the Asian or African 'primitives'. Paradise Lost echoes this image and has it deconstructed and overwritten by the contemporary Roma artists we invited.

Can this paradise become reality again?

Paradise Lost

An interview with art historian Tímea Junghaus, Executive Director of the European Roma Institute for Arts and Culture

Hannes Egger

To have a memory of the Roma Holocaust constitutes a core element of Roma Contemporary Art. I also believe that Roma artists themselves continuously consider the history of persecution and discrimination that connects all Roma subgroups around Europe. The memory of the Holocaust has become a unifying factor within the Roma movement and an important for the construction of our identities in Arts and Culture. But I wouldn't say that I repeatedly hint at the Holocaust. Although the artists that I collaborate with often work with the memory of the Roma Holocaust – but in very different ways. Some for instance collect data and work with personal and subjective archives, while others apply more scientific research methods. Some ask what the memory of the Holocaust means for the future of Roma or they use it as an education tool for the next generations.

In 2007 you curated the first international Romani pavilion Paradise Lost at the 52nd Biennale di Venezia. Who and what were you exhibiting there? What is this lost paradise? What is lost?

Paradise Lost was the first Roma pavilion at the Venice Contemporary Art Biennale. While the Biennale opened its gates in 1895 there hasn't been a single Roma participant or contributor until 2007. I even looked into the archives for administrative personnel or cleaning ladies of Roma origin; still there weren't any hints for Roma contribution. We can therefore say that it was a very important claim and stance to finally curate a Roma pavilion within this prestigious art event – the most prestigious art event

building of the memorial had started in 1991, the intervention with the elders of the Roma community took place in 2012. Meaning that for over 20 years the memorial was still under construction! The core of the intervention was that the intervention took place on a construction site and the building process was interrupted. This intervention at the building site was very effective as it pulled international attention to the issue of the still unfinished memorial. Our intervention took place in May 2012 and by November of the same year the memorial was inaugurated.

You were the first Hungarian Romani to study art history there. What is the situation of the Romani people in your homeland today?

Yes I think I was very lucky because I was educated in Socialism, which to a certain extent blurred Roma identity... I received the same education than everyone else in Hungary – of course there was the stigma of skin colour, but still – I had a fairly good education myself. Unfortunately what I observe today is that the Hungarian government policy is segregating Roma children. There are many problems with education and there is no prospect for prosperity for people in disadvantaged neighbourhoods. I am actually really anxious when I think about the opportunities of young children from the community today. For example there are no young art historians of Roma origin that I could mentor for the future.

How do you consider the current situation and development in Europe? Is Europe interested in Romani Art?

I think that Europe is in a state of crisis. And Roma contemporary art was a very cool trend in the early 2000s when postcolonial theory was entering the minds of critical theorists. Roma Art really had a moment between 2005 and 2008 but this situation has now changed. Everything we receive we really have to fight for. Public institutions consider Roma Art as an ethnic project. When we say that Roma Art is in fact a minority project and that we need our own spaces we are denied such spaces. When on the other hand we go to public spaces we are denied them because we are an ethnicity. This is a vicious circle that needs to be broken. We need to take our stance, we need to claim spaces within majority spaces and we need to have access to infrastructures that produce culture. Not just for the sake of art but because this is our right!

What project are you currently working on?

At the moment I am more of a manager not an art curator and I work for the European Roma Institute for Arts and Culture (ERIA) in Berlin. ERIAC is a beautiful, very ambitious institution with a huge vision for the recognition of Roma Arts and Culture in Europe. This year for example we will open a new Roma Pavilion at the Venice Biennale and this time I am serving as a commissioner. And I am very proud to announce the new pavilion curated by artist and curator Daniel Baker. We also have several other initiatives in the fields of music, research and yes -- also Holocaust research and commemoration practices. What I want to underline is that ERIAC is the first and historic cultural institution on a European level for the entire Roma community.

Your contribution to the Berlin Biennale 7 in 2012 was a protest action together with the Romani elders. What was that about?

Artur Żmijewski, the curator, based the whole 2012 Berlin Biennale on public interventions and social action. The intervention curated by Roma was basically an inauguration of the memorial for the Sinti and Roma murdered under the nationalsocialist regime. While the

Nomadische Wahrnehmungen

Martin Hanni

In meinen Kindheitserinnerungen hat ein „Zigeuner“ einen festen Platz. Im meinem Südtiroler Dorf nannten sie ihn den „Zigeuner-Guido“. Sein richtiger Name war, wie ich Jahre später recherchiere, Vincenzo Taumann. Er führte, zumeist im kleinen überschaubaren Gemeindegebiet Überetsch, einen nomadischen Lebensstil, hielt sich nicht an bürgerliche oder bäuerliche Verhaltensregeln und war dennoch mit seiner alten Geige und einer Flasche Rotwein Teil des Dorflebens. Doch wer er wirklich war, wusste kaum jemand. Guido gab kaum etwas preis.

1971 einigen sich Roma, Sinti, Jenische, Traveller, Manouches, Kale und viele andere Bevölkerungsgruppen auf die gemeinsame Bezeichnung Roma. Die Roma bilden nicht nur die größte Minderheit in Europa, sondern leben seit rund tausend Jahren verstreut auf dem Kontinent. Sie haben weder Kriege geführt noch irgendein Land für sich beansprucht. Dennoch waren und sind sie Diskriminierung, Vertreibung und Gewalt ausgesetzt. Die österreichische Schriftstellerin Simone Schönett hat vor kurzem den Roma-Roman *Andere Akkorde* vorgelegt, in welchem sie der Frage nachgeht, was wohl wäre, wenn alle Roma an einem Strang ziehen würden, mit dem Ziel einen Roma-Staat auszurufen. Einen Staat ohne Territorium. Vor wenigen Jahren war die Aktivistin für Jenische und Roma für eine Veranstaltung von *Kulturelemente* in Südtirol und warf folgende Frage in den Raum: „Fragen Sie einmal Jugendliche, was sie von Roma wissen. Und dann fragen Sie einen Richter. Die Wissensschnittmenge wird fast gleich hoch bzw. niedrig sein. Sie werden hier wie dort auf ähnliche Vorurteile treffen; vor allem in Bezug auf vermeintliche Kriminalität, die scheinbar ja schon im Blut liegt. In der Justiz sind es eben auch diese Reproduktionen der Reproduktion, die als wahr gelten, dieses unhinterfragte Secondhand-Wissen, diese Unbildung in Sachen Roma-Geschichte, die gilt es zu verdeutlichen, zu vermitteln. Und wenn man bedenkt, was zum Beispiel bei all den Bettelverboten alles mit hineinspielt an Ressentiments, dann gilt es, diese bürgerlichen Sichtweisen zu hinterfragen; sich seiner persönlichen Roma-Bilder einmal gewahr werden und zu prüfen, woher man diese Informationen eigentlich bezieht.“

Viele Vorstellungen, die sich im Zusammenhang mit dem Volk der Roma über die Jahrhunderte verknüpft haben, gilt es zu beseitigen. Auch in Südtirol. Durchstöbert man das digitale Zeitungsarchiv der Landesbibliothek Teßmann mit dem Suchbegriff Zigeuner, finden sich im Zeitraum 1820-1940 über 400 Zeitungseinträge im Tiroler Raum. Die Bezeichnung Zigeuner steht häufig in Zusammenhang mit einem Strafdelikt, als Problemfall im gesellschaftlichen Alltag, als literarisches Sujet der Freiheitsliebe und Ungebundenheit oder als Liedtext über die Lustigkeit des Zigeunerlebens.

In den 1990er Jahren löste das Bekanntwerden des Zigeuner-Sagers des SVP-Politikers Roland Atz einen Skandal aus. In einem Streitgespräch über am Bozner Stadtrand siedelnde Roma kam ihm der Satz „die Zigeuner gehören alle erschlagen und vergast“ über die Lippen. In der Folge wurde Politiker Atz nach außen benützt, um Stimmen im rechten Wählerspektrum zu sichern. Parteiintern verlor er zugleich an Zuspruch. Einige Jahre später landete der polternde Politiker beim lokalen Ableger der Lega Nord. Sein politischer Stil hat sich bedauerlicherweise zwei Jahrzehnte später vor allem in den sozialen Netzwerken etabliert und schlän-

gelt sich auf die politischen Bühnen. Gefordert werden Säuberungsmaßnahmen. In welcher Form auch immer. Die in Bozen letztsens sogar mit homophoben Phrasen aufgefallene Partei der Lega unterhält auf Landesebene aktuell eine Regierungskoalition mit der Südtiroler Volkspartei. In einer Zeit, in welcher Rassismus und Vorurteile gegenüber Minderheiten, Flüchtlingen, auch den Roma und Sinti, wieder an der politischen und medialen Tagesordnung sind.

Wer sich dem Alltagsleben von Roma und Sinti ohne überholte Floskeln, Pauschalurteile und politische Meinungsmache nähern möchte, kann sich mit ein wenig Kulturverständnis zwei jüngst produzierte Kinoproduktionen vornehmen: den italienischen Spielfilm *A Ciambra* von Jonas Carpignano und den österreichischen Spielfilm *Zerschlag mein Herz* von Alexandra Makarová. *A Ciambra*, Siegerfilm des Bozner Filmfestival 2018, erzählt „die Geschichte über das Erwachsenwerden und den Verlust der Unschuld. Auf einem schmalen Grat zwischen Fiktion und Dokumentation zeigt er authentisch und eindringlich einen menschlichen Kosmos an den Rand gedrängter Existenzen, aus dem der 14-jährige Roma Pio herausragt.“ Unwesentlich älter sind die Hauptprotagonisten die Spielfilmes *Zerschlag mein Herz*. Der Film war erstmals bei der Diagonale 2018 in Graz zu sehen und läuft 2019 im Wettbewerb beim Filmfestival in Bozen. Der Film wird durch eine Gruppe von in Wien lebenden slowakischen Roma bestimmt, die ihren Lebensunterhalt durch Betteln bestreiten. Beide Roma-Geschichten leben von erzählerischer Poesie und einer immer wieder an den Tag gelegten harten Realität.

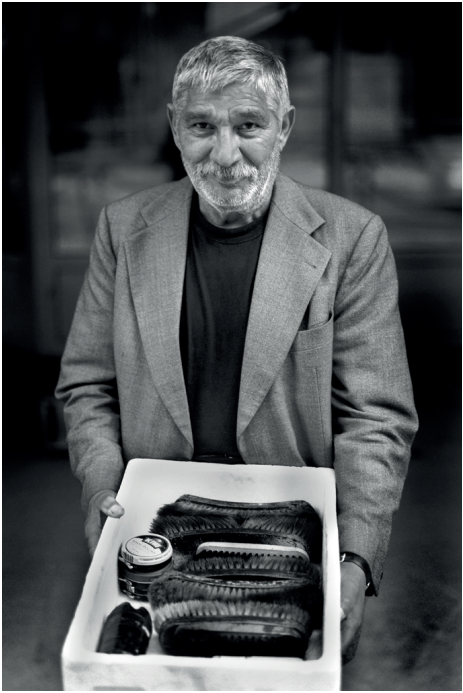
„Als ich gewählt wurde, beschloss ich, die Stimme der Roma auf die europäische Ebene zu heben“ erzählte mir die ungarische Politikerin Livia Járóka und Roma-Aktivistin in einem Gespräch, nachdem sie frisch ins Europäische Parlament gewählt wurde: „Wir müssen mehr mit den nationalen Regierungen zusammenarbeiten, sie müssen Projekte und Ideen starten, um die Situation der Roma zu verbessern.“ Járóka wurde 1974 in Tata, im Gebiet der sogenannten „ungarischen Toskana“ geboren. Aufgewachsen ist sie in Sopron/Ödenburg, der Partnerstadt Bozens. Bevor sie nach Brüssel kam, war sie als Aktivistin innerhalb der Roma-Bewegung tätig. Auch während ihres Studiums der Anthropologie beschäftigte sich Járóka mit der Roma-Thematik, vor allem mit dem Identitätswechsel und dem kulturellen Wechsel nach dem Wandel des politischen Systems 1989: „Wenn deine Hautfarbe dunkler ist, dann bist du ein Zigeuner und wenn du ein Zigeuner bist, dann wirst du diskriminiert. Die Vorstellungen über Kultur und Identität von Roma, die wir haben, entspricht nicht der Wirklichkeit! Es gibt keine unveränderte Identität oder Kultur innerhalb der Roma. Ich versuche dieses Zigeunersein zu entmystifizieren.“

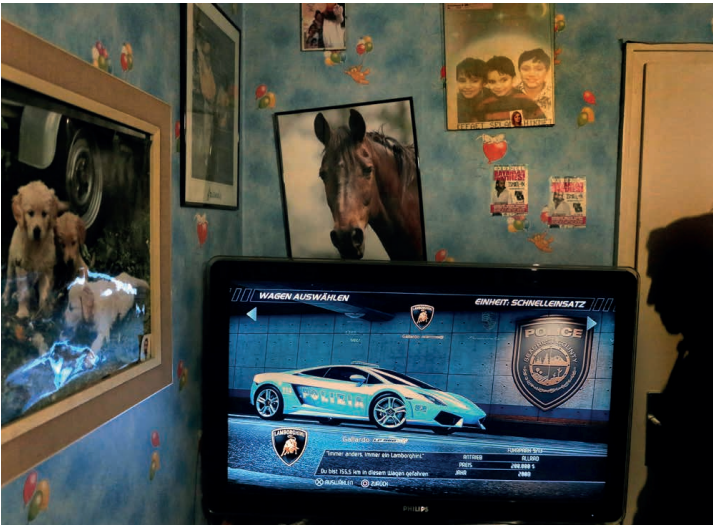
Frei wie Zigeunermusik
Olimpio „Mauso“ Cari

Im Zelt bin ich geboren,
in einer Sommernacht,
in einem Zigeunerlager
am Rande der Stadt.
Zikaden sangen mein Wiegenlied,
der Mond flocht goldene Strahlen
und Frauen trugen geblünte Kleider.

Aufgewachsen im Wagen
mit quietschenden Rädern.
Wir waren Kinder
ohne Gestern und Morgen,
bettelten Brot in Regen und Sonne,
wollten unseren Träumen begegnen,
der Fantasie in den Wäldern.

Nun bin ich groß,
mein Zelt ich zerstört,
mein Wagen steht still.
Doch noch immer suche ich die Freiheit,
wie der Wind den Wald durchrüttelt,
wie Wasser drängt nach dem Meer,
wie Musik einer Zigeunergeige.





NIHAD NINO PUŠIJA
 1965 in Sarajevo (Bosnien und Herzegowina) geboren, studiert er politische Wissenschaften und Journalismus an der Universität Sarajevo. Gleichzeitig arbeitet er als Fotojournalist und Künstler und ist seit 1988 als freier Fotograf in verschiedenen Kunstfotoprojekten und Fotostudien tätig. Seit 1992 realisiert Pušija Projektarbeiten in Berlin, u.a. für die Neue Gesellschaft für Bildende Kunst, das Museum Europäischer Kulturen und die Allianz Kulturstiftung. Seine Arbeiten spiegeln die persönlichen Geschichten der Menschen wider, die er trifft. Mit seinem Blick auf die Gesellschaft verweist er auf unterschiedliche ethnische und kulturelle Einflüsse und schaut hinter die Fassaden der Städte. In seinen Bildern hält er alltägliche und flüchtige Situationen fest und zeigt damit die Zerbrechlichkeit und Vergänglichkeit des Lebens. Pušija stellte im 1. und 2. Roma-Art Pavillon der Biennale von Venedig 2007 und 2011 aus.

Kontakt: www.fotofabrika.de
 Parallel zur Ausstellung erscheint die Monografie
Nihad Nino Pušija: Down There Were The Spirit Meets The Bone,
 hrsg. von Lith Bahlmann und Matthias Reichelt.
 Ausgabe in deutscher und englischer Sprache.

296 Seiten mit 196 farbigen und Schwarzweiß-Fotografien
 24 x 29 cm, Festeinband, Fadenheftung
 Lehmann Verlag
 ISBN 978-3-95797-082-4
<https://www.lehmann.de/pusija.htm>

Unsichtbare Präsenz

Ein Gespräch über Repräsentation und Gedenken mit dem Künstler Eduard Freudmann

Marion Oberhofer

SO IST DAS BEI UNS Bilder vernachlässigter Europäer

Die Fotoserie **SO IST DAS BEI UNS Bilder vernachlässigter Europäer** von Nihad Nino Pušija befasst sich mit dem Leben der Roma und Sinti-Bevölkerung in Europa und ihren Schicksalen. Sie hinterfragt deren Existenz – ihren sozialen und politischen und ihren Flüchtlingsstatus – vom Ende des letzten Jahrhunderts bis jetzt in den europäischen Ländern wie Deutschland, Italien, Ungarn, Österreich, Spanien, Rumänien und den Ländern des ehemaligen Jugoslawien. Zu meiner künstlerischen Strategie und Verantwortung gehört es auch, dass ich über Jahre und Jahrzehnte oftmals mit den gleichen ProtagonistInnen arbeite. Die Situation der Roma und Sinti in Europa fotografisch zu begleiten, ist keine kurzweilige Safari, auf der man schnelle Schnappschüsse macht, weggeht und nie wiederkommt. Ich möchte auch nicht, dass meine Bilder medial missbraucht werden. Mir ist sehr wichtig, dass ich die Kontrolle und Identität darüber bewahre und bestimme, in welchen Kontexten sie veröffentlicht werden.

Du kommst irgendwohin und denkst, dass du in wenigen Minuten verstehst, was passiert. Aber nur, wenn du es selbst lebst, dann weißt du wirklich was passiert.

Nino Pušija, Berlin 2018



MARION OBERHOFER *Beograd Gazela – Reiseführer in eine Elendssiedlung ist 2008 als kollaboratives Projekt zwischen Lorenz Aggermann, Can Gülcü und Dir entstanden. Was hat Euch dazu bewegt in Belgrads informeller Romasiedlung Gazela zu recherchieren und zu arbeiten?*

EDUARD FREUDMANN Bereits 2005 waren Can Gülcü und ich in Belgrad. Wir waren damals von der Präsenz und gleichzeitigen Absenz der Roma in der Stadt verblüfft. Einerseits gibt es sehr viele Roma in Belgrad, andererseits werden sie an den Rand gedrängt und zwar nicht nur geografisch, an den Stadtrand, sondern auch an die inneren Ränder. Gazela lag sehr zentral, war aber gleichzeitig ein Nicht-Ort unter einer Autobahnbrücke. Wir haben damals viel über die unsichtbare Präsenz der Roma gesprochen. Nach langem Überlegen haben wir dann die Idee eines Reiseführers entwickelt und haben dann mehrere Monate in der Siedlung recherchiert. Unsere Recherchen haben allerdings außerhalb der Siedlung begonnen. Zuerst wollten wir uns das politische Umfeld ansehen und Leute aus der Stadt- und der Romapolitik treffen.

Vorurteile und Rassismus gegenüber Roma und Sinti halten sich erschreckend hartnäckig – Stereotype wie Roma und Sinti wollen so leben, wollen nicht arbeiten usw. Dass sie oft keinen Zugang zu leistbarem Wohnraum, Bildung, oder zum Arbeitsmarkt haben und es sich dabei um ein strukturelles rassistisches Problem handelt wird ignoriert. Wie waren die Reaktionen auf Eure Nachfragen?

Uns ging es in den Gesprächen darum zu verstehen, warum es Siedlungen wie Gazela gibt und warum die Menschen dort in solch katastrophalen Zuständen leben. In den Behörden ist uns ein unglaublicher Rassismus zu Ohren gekommen. In Belgrad gibt es unzählige solcher Siedlungen, damals waren es an die 150 unterschiedlicher Größe. Die Verantwortung für die Missstände wurde auf die Bewohnerinnen und Bewohner abgeschoben. Nach dem Motto: Die wollen nicht anders leben, die sind so, oder aber, die haben hier nichts verloren, die sollen wieder zurückgehen, woher auch immer sie kommen. Die Bevölkerung in Gazela war sehr heterogen zusammengesetzt. Viele kamen mit einem One-Way-Ticket aus Deutschland, nachdem sie dort ihren Status der Duldung verloren hatten, darunter viele Flüchtlinge aus dem Kosovo. In Deutschland hatten diese Leute Jobs und konnten mit staatlicher Unterstützung ihr Leben bestreiten. Während sie dort um ihre Grundbedürfnisse kämpften – froren, hungerten und krank wurden. Vor allem die Kinder hatte das stark traumatisiert. Sie sprachen bei ihrer Ankunft oft perfekt Deutsch aber kein Serbisch, vielleicht Romani oder Albanisch. Die Hürden, eine Schule zu besuchen, waren so groß, dass es kaum jemand schaffte.

In Eurem Reiseführer versucht Ihr die Verhältnisse in Gazela mit anthropologischen Methoden zu beschreiben. Wollten die Bewohner, dass Ihr über die Strukturen und ihr Leben Wissen produziert?

Schon während unserer Recherchen war klar, dass die Siedlung geräumt werden würde und dass wir einen Reiseführer in eine Siedlung schreiben, die nicht mehr lange existiert. Das Gelände, auf dem sie stand, war städtebaulich einfach zu wertvoll. Wir waren teilnehmende Beobachter, „Artists as Researchers“ und haben zusammen mit einem Übersetzer sehr viele Gespräche und Interviews geführt. Uns hat die Mikrostruktur der Siedlung und Einbettung in das urbane Setting interessiert, aber auch das alltägliche Leben der Bewohnerinnen und Bewohner. Wir haben uns auch ganz praktische Dinge angesehen – wie sind die Häuser gebaut und welche Materialien werden verwendet? Die Leute in Gazela waren sehr skeptisch gegenüber Nicht-Roma, vor allem aber gegenüber Leuten, die nicht ihrer sozialen Schicht angehörten. Sie haben uns berichtet, dass sie immer wieder schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht hatten. Die Siedlung war die exponierteste und bekannteste in Belgrad und deshalb repräsentativ für das Phänomen der Roma-Elendssiedlungen. Dadurch, dass wir jeden Tag mehrere Stunden vor Ort waren, konnten wir Vertrauen gewinnen. Natürlich wollten nicht alle mit uns sprechen. Aber viele, haben ganz klar artikuliert, dass sie hoffen, die Welt draußen über die Siedlungen aufzuklären zu können.

Wie habt Ihr zu einer anderen Form der Repräsentation gefunden und wie seid Ihr mit dem Problem umgegangen, aus einer privilegierten Position über eine marginalisierte Gruppe zu sprechen, der Ihr nicht angehört?

Das war eine der größten Herausforderungen an diesem Projekt. Wir haben uns sehr kritisch damit auseinandergesetzt und auch mit Menschen gesprochen, die von uns erwartet hätten, das Projekt abzubrechen. Eines dieser Gespräche ist auch im Buch abgedruckt, als eine Art Subtext, der sich durch die ganze Publikation zieht. Beschreibungen von Außen können immer auch Diskriminierung reproduzieren. Es war für uns eine Gratwanderung und wir wussten lange Zeit nicht, ob wir mit dem von uns gewählten Zugang scheitern würden. Das Projekt hat viel Aufmerksamkeit erregt und durchaus polarisiert. Aber gerade im künstlerischen Bereich halte ich das Gebot, Repräsentation an Identität zu koppeln, für mich zu dogmatisch und einschränkend.

In einem anderen künstlerischen Projekt, der 1. Hauptversammlung des Komitees zur Erinnerung an das Wort, mit dem der Völkermord an Roma und Sinti bezeichnet wird thematisierst Du die Unsichtbarkeit des Genozids an den

Roma und Sinti während des Nationalsozialismus. Aus einem Plakat können Figuren verschiedener österreichischer Denkmäler antifaschistischer Widerstandskämpfer und der Opfer der Shoah ausgeschnitten und als eine Art „instant“-Denkmal überall aufgebaut werden. Wie wird den nationalsozialistischen Verbrechen an Roma und Sinti in Österreich heute gedacht und welche Rolle spielt dabei die Solidarität?

Diese Geschichte wird auf verschiedenen Ebenen marginalisiert: die Opfer wurden diskriminiert, die Nachkommen der Opfer werden diskriminiert. Die Geschichte ist im historischen, öffentlichen und gesellschaftlichen Diskurs unterrepräsentiert. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten gibt es vermehrt Forschung dazu. Als ich das Projekt gemacht habe, war das öffentliche Gedenken praktisch inexistent und daran hat sich nicht viel geändert. In den Familien schaut es natürlich anders aus, dort ist es sehr präsent. Der Name der Versammlung trägt schon in sich, dass es nicht mal eine eigene Bezeichnung für diesen Genozid gibt. Es gibt zwar das Wort *Porajmos*, aber es gibt kein Äquivalent zu *Holocaust*, oder *Shoah*, dem Genozid an den Jüdinnen und Juden. Mir ist der Aspekt der Solidarität sehr wichtig. Dadurch, dass die Versammlung auch vor dem Mahnmahl für die österreichischen jüdischen Opfer der Shoah von Rachel Whitread in Wien aufgestellt wurde, wollte ich einen Bezug schaffen und in Relation setzen.

In Deiner künstlerischen Arbeit spielen Denkmäler und ihre politische Wirkmacht eine wichtige Rolle. Wie kann Gedenken aktualisiert werden, so dass es nicht zur Floskel gerinnt?

Denkmäler verstehe ich als Ort der Auseinandersetzung, des Austauschs und begreife sie deshalb als sich verändernde Orte. Es ist wichtig, dass dieses Dogma, dass Denkmäler sich nicht verändern dürfen, überkommen wird. Im Idealfall werden sie immer wieder rekonfiguriert. Wenn man Gedenkort so begreift, dann passiert automatisch eine Aktualisierung. Es gibt dieses Bonmot von Musil: „Nichts ist unsichtbarer als Denkmäler.“ Ich liebe den Ausspruch und wie viele andere will ich das ändern. Gedenkkonfiguration sollten sich wandeln und das tun sie im Übrigen auch oft. Das Prinzip des Denkmalschutzes wird da eigentlich obsolet. Was die Aktualisierung von Erinnerung betrifft, ist es wichtig, zwischen Vergleich und Gleichsetzen zu unterscheiden. Ich halte den Vergleich für wichtig und spannend. Unterschiede sollten einem aber bewusst sein, gerade was das Gedenken an kollektive Traumata betrifft, weil eine Gleichsetzung immer Erinnerungs- und Gedächtniskonkurrenzen auslösen kann. Diese sind ein Hauptgrund dafür, warum es so wenig Gedächtnissolidarität gibt. Es ist eine große Herausforderung für alle, die in diesem Feld arbeiten.



NICOLÒ DEGIORGIS
blue as gold, courtesy of the artist and Rorhof



NICOLÒ DEGIORGIS, CHRISTINE FRENES
Heimatkunde, courtesy of the artist and Rorhof



NICOLÒ DEGIORGIS
blue as gold, courtesy of the artist and Rorhof

Methode Degiorgis

Sandra Schwender & Stilbé Schroeder

Wie Ingrid Hora (Hallo Ingrid, *Kulturelemente* Nr. 142/2018) sind wir auch Nicolò Degiorgis während unseres Südtirol Aufenthalts im Mai 2018 nicht persönlich begegnet. Es ist sein Bruder Michele, der uns im alten Bauernhaus aus dem Jahr 1468 empfängt. Wo einst Wein und Grappa hergestellt wurden, hat der 2014 gegründete *Verlag RORHOF* nun seinen Sitz gefunden. In diesen alten Gemäuern entstehen die kreativen Ideen für Fotografie, Publikationen und Ausstellungen in einer ganz eigenen Art und Weise sowie Kombination. Es ist die spezifische Charakteristik, die unsere Aufmerksamkeit erregte und unsere Neugierde erweckte.

In Nicolòs Portfolio fällt auf, wie sich einerseits eine künstlerisch-dokumentarische Praxis in Form eines Buches auszudrücken vermag und sich dann interessanterweise in eine unabhängig-installative Ausstellungsform entfaltet. Während Projekte wie *blue as gold* (2017), *The Sheriff and the travelling mosque* (2017) oder *Hidden Islam* (2014) sich aus dem Buch auf Hängflächen entfalten, emanzipieren sich Projekte wie *Heimatkunde* (2017) und *Peak* (2015) in noch vielfältigere Räumlichkeiten, etwa in Form einer Hütte in einer Grundschule oder aufsteigend am Fuße des Berges.

Als wir an jenem Nachmittag von Michele empfangen werden, spinnt sich die Methode Degiorgis weiter, und Michele führt uns tiefer in das Familienunternehmen hinein. Verleger Nicolò ist gerade als Erster seiner Art Stipendiat an der Rijksakademie in Amsterdam. Studiert hat Nicolò in Venedig, Sprach-, Wirtschafts- und Rechtsinstitutionen Ostasiens. Ein Austauschjahr in China folgte, dabei hat er über weitere Wege zu Mag-

num und zur Fotografie gefunden. So entsteht einige Jahre später das erste Buch mit Titel *Oasis Hotel* (2014), das im Rorhof Verlag erscheint. Dieses Buch dokumentiert Nicolòs Reise entlang des chinesischen Cross Desert Highway, einer Straße, die Mitte der 1990er Jahre gebaut wurde, um die Ölförderung zu unterstützen. Es stellt sich heraus, dass die Bilder- und Buchsprache des Akademikers sozietale Beobachtungen erfassen und zum Ausdruck bringen. Es folgen weitere Recherchen, wie bereits erwähnt. Es lebt der Verlag, Verleger und Fotograf.

Es sind die feinen grafischen Ausarbeitungen, die Rorhof so besonders machen. Fortlaufend gleiche Formate, 24 x 16 cm (hauptsächlich hoch) und Typeface, so passen sich die Buchbindungen den Inhalten an, erfassen diese und geben deren Entfaltung vor. Eine strategisch raffinierte Haltung, welche in den gut besuchten Book Fairs, an denen der zeitgemäße Verlag weltweit teilnimmt, als Wiedererkennungswert dient. Multi-Cap sicherlich, doch inhärente Konsistenz garantiert, führte dies wohl auch 2017 zur Einladung des Museion, eine Ausstellung mit dem Titel *Hämatli&Patriae* zu kuratieren; die natürliche Folge einer akribischen Auseinandersetzung mit der Veranschaulichung von Kenntnissen und Fragestellungen, wie sie Nicolò in seinen verschiedenen Rollen zu Tage legt.

Was wohl noch zu erwarten ist, werden wir auf nicolo-degiorgis.com weiterlesen können.

Bis dahin lasst uns auf künstlerische Praxis und Ausdruck als Vektor für bewusste Denkweisen bauen!

Wer ohne Auto ist, könnte er heute sagen, der werfe den ersten Stein!

Claudia Raudha Tröbinger

Und was würde er damit meinen? Werfen oder nicht werfen? Und auf wen oder was? Auf ein Auto? Auf einen Autojunkie? Auf einen Autohersteller? Auf einen Medienbetreiber, der mit Autowerbungen überlebt, und neben einem Artikel, der besagt, dass man mit größeren Autos mehr respektiert wird, brav eine Werbung von einem größeren Auto platziert? Auf einen, der mit Autowerbung sein Brot verdient? Auf einen Anlageberater, der den Leuten rät, in Autos zu investieren? Auf einen dieser Investierenden? Auf einen der Hollywoodproduzenten, die ausschließlich Filme liefern, in denen Held und Heldin mit Autos unterwegs sind? Auf einen der Regisseure und Drehbuchautoren, die auf der gleichen Schiene mitlaufen (mit der löblichen Ausnahme von W.Allen)? Auf einen Schauspieler, der sich nicht weigert, da mitzumachen? Auf einen Klimaökonomisten, der mit Aussagen kommt wie: „Wir Europäer (sic) fahren nun mal gern Auto.“? Aber was könnte dieses Werfen eines „ersten Steins“ heutzutage sein? Im besten Fall wohl das Ausdrücken eines Gedankens, der andere Gedanken in Bewegung bringt (auch die einzelner Krawatten tragender Autojunkies, die bei Konferenzen darüber grübeln, wie man denn nur vielleicht doch noch die Temperatur unseres Planeten im grünen Bereich halten könnte) und damit eine Lawine auslöst, die andere Lawinen auslöst, die andere Lawinen auslösen.

Unsere Badewanne
Ceija Stojka

Unsere Badewanne
war der Bach
unsere Heimat die Straße
unser Brot waren die Menschen
die es uns gaben
Unser Leid das sah niemand
Unsere Toten liegen in der Erde
Land wo sie geboren sind
Die Natur ist unsere Urmutter
Der Wind ist der Bruder des Romm
Der Regen die Schwester der Romni
und all das andere gehört dazu



Kurze Betrachtungen zu fünf Porträts aus dem rumänischen Gefängnis Aiud, Straßburg am Mieresch, Siebenbürgen, die ich immer wieder betrachte, auch vor dem Altar meiner Kirche von 1225.

Als ich vor 26 Jahren die Beauftragung eines Gefängnispfarrers der Evangelischen Kirche Augsburgers Bekenntnisses in Rumänien, mit deutscher Verkündigungs- und Amtssprache übernommen hatte, sagte ich unter anderem bei meiner ersten Ansprache im Gefängnis:

„Ich werde euch nicht zu euren Straftaten befragen. Die büßt ihr ab. Ich bin nicht wegen der Vergangenheit hier, sondern wegen der Gegenwart: Siehe, heute ist der Tag des Heil (2.Korinther 6, 2). Und Eurer Zukunft, es heißt für jeden von euch: Meine Zeit steht in deinen Händen, Herr (Psalm 31,16). Aber Ihr könnt Euch mir anvertrauen. Ich allein höre, höre zu, und vielleicht auch Gott im Himmel.“ Die meisten berichten, schütten ihr Herz aus.

Ich sagte unter anderem auch:
„Die Grenze zwischen Bösen und Guten ist nicht die Mauer des Gefängnisses.“
Und sagte: „Habt den Mut, das Gute in euch aufzuspüren. Auch biblisch gesehen ist der Mensch nicht radikal böse, sondern radikal gut. GUT bis in den Wurzelspitzen, das heißt radikal. Wieso?
Als Geschöpf Gottes ist der Mensch im Ursprung geschaffen als Ebenbild Gottes, geschaffen mit dem eingehauchten Geist Gottes – durch die Nase!“

Hier die Bilder!
Drei Frauen. Vier, vielleicht sogar fünf Tote. Jede von ihnen hat ihre eigenen Toten. Eine ist unschuldig, meine ich. Ein Geistlicher hat Wege, die Wahrheit zu erfahren, die Wahrheit, die allein vor Gott gilt.



Elisabeta N., die Nachbarin in Rothberg
(Siehe Schluss WASSERZEICHEN)
In grenzenloser Verzweiflung hat sie mit den erwachsenen Töchtern ihren Mann umgebracht, der die Familie tödlich terrorisiert hat, ihn verbrannt, eingescharrt. Die Erleichterung sieht man ihr an. Sie lacht, wiewohl über den Zahn, denn ‚zahnlucket‘ wird man im Gefängnis mit hohen Haftstrafen, aber sie lacht. Sie kommt aus meinem Dorf. Ihre Tochter hat vier Kindern von vier Vätern. Zigeuner-Milieu. Es wird geholfen, z.B. habe ich die Taxen für Taufen beglichen, beim orthodoxen Kollegen jeden zweiten Tag ein Brot gespendet und als die Lehmhütte zusammenkrachte, beigetragen, dass sie wieder erstand, ... und... Viele der inhaftierten Frauen haben ihre Männer umgebracht: *Nu este alta solutzie*, ein Lateiner versteht das: Keine andere Lösung. Ich kann das nicht gutheißen, aber durchaus verstehen. Der Topos fast immer der nämliche: Die Gemeinschaftstat mit den erwachsenen Töchtern nimmt die Mutter auf sich. Das Gericht nimmt das hin, gegen besseres Wissen

Ibi K, scheinbar die Unschuld in Person.
Die Jüngste, sie erscheint als die Unschuld in Person, kindlich im Habitus, mädchenhaft im Ausdruck; heiter und gelassen.
Sie hat mit dem Partner ein Bauernhaus angezündet. Altes Ehepaar. Mindestens einer der Insassen ist verbrannt, erstickt, zu Tode gekommen. Realisiert die Schuld nicht. Sie ist mir ans Herz gewachsen.

Maria Elena M., zu Recht verquält in Gemüt und Gesicht. Ihre zwei Kinder soll sie umgebracht haben. Schon der Gesichtsausdruck verrät, dass sie schuldlos ist. Sie hat sich nicht abgefunden, leidet unter dem Tod der Kinder, umso mehr es nicht ihre Tat zu sein scheint. Ihr Schicksal geht mir nahe. Täglich begleite ich sie im Gebet. Vielleicht gelingt es, den Prozess aufzurollen.
Zwei Personen habe ich in den 26 Jahren Amtszeit zu Gerechtigkeit und zur Freiheit verholfen.

Hinter Gittern, und dennoch

Eginald Schlattner

Die zwei Männer:
Das zerknitterte Gesicht von Michael Z.
Michael Z. gehört der Evangelischen Kirche in Rumänien an. Er wurde von unserem jetzigen Bischof D.Dr. Christoph Klein konfirmiert, damals Stadtpfarrer von Hermannstadt.
Als ein Nachbar, den er besuchte, Michael Z's Mutter in ordinärer Manier auf Rumänisch verfluchte – solche abartige Flüche und Verfluchungen sind unübersetzbar – schlug er zu. Der Mann der Verwünschungen fiel auf die Türschwelle und brach sich das Genick. Von den fünfzehn Jahren Gefängnis hat Michael Z. elf abgesessen.
Ob es ihm gelungen ist, seine Tat zu begreifen?
Von den zehn Geboten beinhaltet der Verstoß gegen das sechste Gebot: "Du sollst nicht töten!" die einzige Untat, die am Opfer nicht mehr gutgemacht werden kann. Als ich ihn aus gegebenem Anlaß mahnte, er möge nicht vergessen, daß er einen Menschen auf dem Gewissen habe, dazu in der Kneipe erschlagen, reagierte er gekränkt: Nicht in der Kneipe, sondern zu Hause bei ihm sei das alles geschehen.
In den Gesprächen und im Briefwechsel wird von ihm in glaubwürdiger Weise Christus und das Evangelium bemüht. Gefängnisse sind Orte der Sinneswandlung. Der Teufel lauert jenseits der Gitter, Eisentore und Mauern. „Und wollt uns gar verschlingen...“, wie Martin Luther dichtet.

Adrian N, versteckt sich vergeblich.
Hochtätowiert das Gesicht, meint er, sich dahinter verstecken zu können. Begreift nicht, dass er viel eher auffällt. Dreimal verurteilt, und ist in schon wieder in Haft. Die Freiheit ist ein bedrohliches Ding. Weiß ich? Der Mensch scheint nicht für die Freiheit geboren zu sein. Sie muss erlernt werden.
Ein Selbstmordversuch. Er schnitt sich in Treppen die Adern der linken Hand auf.
Ich warnte die Gefängnisleitung. Er hatte mir kurz bevor von seinem Vorhaben berichtet. Trotzdem wollte man es als Selbstverstümmelung klassifizieren. Das hätte das Strafmaß verlängert. Es gelang mir, das zu verhindern.

Die Strafgefangenen nenne ich meine Schutzbefohlenen.
In Pfarrerskreisen moniert man hie und da, dass ich mich zu stark mit den TÄTERN solidarisiere. Meine Zuwendung gilt den Tätern. Doch bereits von der Sache her wird der Getroffenen gedacht. Und vom christlichen Auftrag her erst Recht.

Eginald Schlattner: Wasserzeichen

Sigurd Paul Scheichl

Der Siebenbürger evangelische Pfarrer Eginald Schlattner (* 1933), einer der letzten deutschen Schriftsteller in Rumänien, ist ein großartiger, vitaler Erzähler. Seine Stärke ist die plastisch herausgearbeitete einzelne Episode, sind Szenen und Figuren, sind – manchmal fast ins Groteske umschlagende – Details, ist weniger die komplexe Struktur des großen Romans. Eine der ersten Episoden in Wasserzeichen, „Der Schlag ins Wasser“, über den Zusammenstoß bürgerlich-sächsischer und proletarisch-rumänischer Kinder im enteigneten Schwimmbekken einer reichen Siebenbürger Sächsin um 1947, ist bezeichnend für das Vergnügen, das die Lektüre von Schlattners Buch durchwegs bereitet. Zugleich steht sie für dessen Thema: das Ende der seit fast 900 Jahren bestehenden deutschen Kultur in den Karpaten. Von dem Schlattner mit Witz erzählt. Angesichts des im weitesten Sinn autobiografischen Charakters dieses wie aller Bücher von Schlattner ist ein Hinweis auf die Hintergründe von Wasserzeichen unabdinglich. Es geht, wie in seinen Romanen, um das Ende der Siebenbürger Sachsen, der um 1530 evangelisch gewordenen deutschen Minderheit, die seit dem 12. Jahrhundert in Ungarn, bis 1918 in Österreich-Ungarn, seither in Rumänien lebte. Von Rumänien wurden die Deutschen nach dem 2. Weltkrieg nicht vertrieben, verloren aber durch Enteignungen und anderes ihren sozialen Status. Nach 1989 wanderten die meisten Deutschen aus. Welche Spuren von ihrer Kultur – „eine verödete Landschaft von Kirchenburgen“ (S. 17) – bleiben werden, ist offen... Schlattner, Angehöriger dieser Minderheit, erlebte als Jungendlicher deren Begeisterung für den Nationalsozialismus, dann die Maßnahmen der Sowjets und der Rumänen gegen die Sachsen. Er empfand in den 50er Jahren eine gewisse Sympathie für den Sozialismus, die in spät veröffentlichten frühen Erzählungen ihren Niederschlag fand, geriet dann aber in die Fänge der Securitate und ins Gefängnis, von dem sein zweites, im strengen Sinn autobiografisches Buch, Rote Handschuhe (2001), berichtet. Nach der Entlassung studierte er Hydrologie und arbeitete in diesem Bereich, bis er sich zum Theologiestudium entschloss und Pfarrer in dem damals noch deutschen Dorf Rothberg wurde, das heute vor allem von Roma bewohnt ist. Nach 40 Jahren kehrte er zur Literatur zurück, mit den in Wien erschienenen Romanen Der geköpfte Hahn (1998), Rote Handschuhe (2000) und Das Klavier im Nebel (2005), die große Beachtung fanden und von denen zwei verfilmt worden sind. Ruhezeiten verbringt der evangelische Pfarrer Schlattner in einem orthodoxen Nonnenkloster, dessen Spiritualität ihn beeindruckt, obwohl er bei allem Respekt auch im Leben der Nonnen allerlei Skurriles beobachtet. Das ist bereits ein Hinweis auf die Grundstruktur von Wasserzeichen, das sich auf zwei Ebenen bewegt. Die eine ist die des alten Pfarrers Schlattner, vor allem die

seiner Aufenthalte im Kloster Sfântu Spiridon und seiner Reflexionen; die andere, die viel mehr Raum einnimmt, ist die der Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend von etwa 1943 bis zum Beginn des Studiums Anfang der 50er Jahre. Diese Struktur entspricht der inneren Spannung zwischen dem traurigen Thema des Untergangs einer Kultur und dem sehr vitalen Erzählen von der Jugend in den Anfängen des sozialistischen Rumänien. Es zeugt von Schlattners Erzählkunst, dass er auch in die Klosterkapitel skurrile Details einbaut und damit den Gegensatz zwischen den beiden Ebenen abschwächt. Die Gefängnisjahre der Roten Handschuhe bleiben ausgespart, gegen Ende erzählt eine Episode („Aus heiterem Himmel“) von der Begegnung mit seiner Frau und von den Anfängen des Zusammenlebens unter abenteuerlichen äußeren Bedingungen; von ihr erfahren wir noch, dass sie schließlich nach Deutschland gezogen ist und den Pfarrhof verlassen hat. Dieser private Blick auf die Vergangenheit ist ein Fremdkörper in dem Buch, dessen Episoden zu einem guten Teil Liebesgeschichten aus der Gymnasialzeit in Kronstadt (damals Stalin-Stadt) sind – aber Geschichten mit politischem Hintergrund. Denn es geht immer um das Ende der in sich geschlossenen und doch vielfältigen Welt der Siebenbürger Sachsen, die lernen mussten sich im sozialistischen Rumänien zurechtzufinden. Die Begegnungen des erzählenden Ich – das nicht in allen Einzelheiten mit Schlattner identisch ist – mit Klassenkameradinnen am (übrigens bis heute deutschen) Gymnasium in Kronstadt sind auch Begegnungen mit verschiedenen sozialen Gruppen innerhalb der Minderheit. Diese wird auch räumlich präsentiert: durch genaue Beschreibungen des von Bergen umgebenen alten Kronstadt mit seiner gotischen Schwarzen Kirche, angeblich der größten alten Kirche zwischen Wiener Stephansdom und Istanbuler Hagia Sophia, durch Wanderungen in den Karpaten, durch Besuche von Kirchenburgen und der Törzburg. Schlattner hat tatsächlich das Gymnasium in Kronstadt absolviert, dieser Schauplatz stellt aber zudem einen Bezug zu einem der erfolgreichsten siebenbürgisch-sächsischen Romane her: Die Stadt im Osten (1931) von Adolf Meschendörfer (1877-1963). (Meschendörfer, wenn auch nicht sein Roman, wird übrigens auf S. 473 genannt.) In diesem Buch werden innersächsische Konflikte um 1900 als Konflikte innerhalb einer Gymnasialklasse (über die Schuljahre hinaus) abgehandelt – freilich sind die Probleme andere als die in Wasserzeichen. Der Rückgriff auf den älteren Roman ist ein weiteres Mittel, den Wandel in Schlattners Heimat überdeutlich bewusst zu machen. Die Episoden sind zwar miteinander durch gemeinsame Figuren, darunter Verwandte des Erzählers, verflochten, sind aber keine einheitliche Erzählung, die auf ein Ende hinführt. Trotz des „Rahmens“, den die klös-

Bündel
Ilija Jovanović

Stets im Bündel gebunden
deine Habseligkeiten, Fremder
die Knoten des Bündels festgezogen
den Stab durch die Knoten geschoben

Jetzt wartest du
auf die Gnade der Behörde
je nachdem hebt
oder
senkt sich
deine Hand mit dem Bündel

Und suche dich ja nicht
hier zu entfalten
Fremder
du
bist kein Mensch
kein Bürger des Landes

Du selbst bist nicht mehr
als ein lang hier lebendes Bündel
das sich nicht öffnen
und
nicht entfalten darf

terlichen Reflexionen des Erzählers bilden, kann man das Buch nicht als Roman bezeichnen – was nicht kritisch gemeint ist, sondern nur die Form der Wasserzeichen charakterisieren soll. Von den humoristisch-skurriellen Details der temperamentvoll erzählten Liebesgeschichten erwähne ich nur das Spiel mit den Vornamen; so heißt eine Figur Odin Poseidon Saulus Prall, eine andere Bileam Hannibal Römer. Mag sein, dass Schlattner da selbstironisch an seinen eigenen seltenen Vornamen denkt; eher stehen die exquisiten Vornamen für die bildungsbürgerlichen Neigungen der Kronstädter Deutschen, mit denen sich der Autor bei aller Wehmut über den Untergang der sächsischen Welt keineswegs identifiziert. Das Bild, das Wasserzeichen von diesem zeichnet, ergänzt die drei Romane. Der einsame Pfarrer, der die Folgen der schwierigen 40er und 50er Jahre erlebt, von denen er erzählt, intensiviert noch die Erfahrungen des jungen Ich. Wie in den Romanen geht es zwar um Erfahrungen Schlattners und seiner Generation, doch sind die Bücher – mit Ausnahme der Roten Handschuhe – nicht im engen Sinn autobiografisch, sondern eher autofiktional, d. h. sie verwenden eigene Erfahrungen des Autors, ohne sich genau an die Fakten seines Lebenslaufs zu halten. Hier wäre im Übrigen der einzige Ansatz zu Kritik an Wasserzeichen, denn es besteht eine gewisse Spannung zwischen den autofiktionalen Episoden aus der Gymnasialzeit und den wohl wirklich autobiografischen Abschnitten über Schlattners Gattin, über den Tod seiner Schwester und vor allem über die Einsamkeit des Rothberger Pfarrers Eginald Schlattner. Dennoch: Die erzählerische Qualität von Wasserzeichen steht den Romanen Schlattners in nichts nach und erweitert das Bild des Untergangs der lutheranisch geprägten deutschen Kultur in Ostmitteleuropa um manche Aspekte. Die Roma und die Orthodoxie haben das Sachsentum verdrängt. Warum der Wiener Zsolnay-Verlag, der die ersten drei Romane des deutschen Autors aus Siebenbürgen veröffentlicht hat, dieses Buch trotz deren Erfolg nicht in sein Programm aufgenommen hat, ist schwer zu verstehen. Es bleibt nur zu hoffen, dass Wasserzeichen trotz des kleinen Verlages, in dem es jetzt doch erschienen ist, den Erfolg bei den Leserinnen haben wird, den es verdient.

Eginald Schlattner:
Wasserzeichen. Ludwigsburg: POP 2018. 627 S.
ISBN 978-3-86356-216-8

Steine am Weg

Eine fantastische Reise zu den Fahrenden Europas*

Armin Eidherr

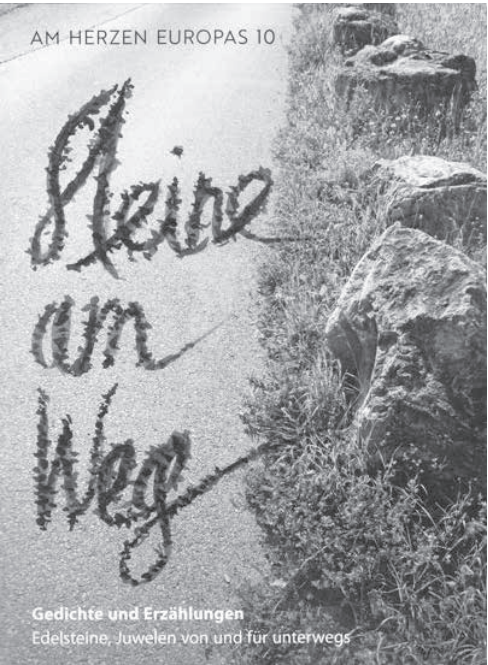
Nach Erscheinen von „Österreichische Lyrik und kein Wort Deutsch“ gründete Gerald Nitsche, damals in Istanbul wohnhaft, Anfang der 1990er Jahre den EYE-Verlag. Dort wollte er verwirklichen, was ihm schon immer ein Anliegen war: In seinen Veröffentlichungen den „Wenigerheiten“, wie Gerald Nitsche Minderheiten, eine sensibel geniale Wortschöpfung von Ceija Stojka, genannt haben will, einen Ort zu geben. Und so sind in diesem Verlag neben anderen immer je besonders künstlerisch gestalteten Bänden (in der Reihe „Neue österreichische Lyrik“) bisher zehn Bände unter dem Reihentitel „Am Herzen Europas“ erschienen. Zu erwähnen wären so pionierhafte Werke wie „Südostwind“, Anthologie der Migration aus Südosteuropa, den Balkanländern, „Sandverwehte Wege“, Anthologie zeitgenössischer sephardischer Dichtung, „Ich hatte ein Zuhause“, eine Sammlung moderner jiddischer Lyrik, „heim.at“, eine Anthologie der Migration aus der Türkei nach Österreich in vielen Sprachen der Türkei. Und es seien im Vorfeld zu dem hier besprochenen jene EYE-Bücher genannt, die „Fahrenden“ gewidmet sind wie den Jenischen („Jenische Reminiszenzen“ von Romed Mungenast und „Das Jenische in Tirol“ von Heidi Schleich) und den Roma (Gedichtbände von Ceija Stojka, Ilija Jovanovic).

Dem Gedenken von Ceija Stojka, Romed Mungenast und Hannes Weinberger ist nun der eben im EYE-Verlag herausgekommene großformatige Band „Steine am

Weg. Gedichte und Erzählungen“ gewidmet, erschienen als Nummer 10 in der Reihe „Am Herzen Europas“. Wie aus dem Impressum zu erfahren ist, liegt diese vom Mitherausgeber und EYE-Drucker Bruno Gitterle vorzüglich gestaltete Ausgabe in einer kleinen ersten Auflage von 200 Stück vor. Das ist für dieses sehr gute und außergewöhnlich interessante Buch, das das Ergebnis jahre- und teilweise jahrzehntelanger Forschungsarbeit und Feldforschung ist und einen würdigen Platz neben der „Österreichischen Lyrik und kein Wort Deutsch“ beanspruchen kann, nicht viel. Es ist zu hoffen, dass bald weitere, größere Auflagen nötig werden. Denn die „Steine am Weg“, die der Herausgeber Gerald K. Nitsche mit Recht sein „bisher wichtigstes Buch“ nennt, versammeln neben all den literarischen und sachlichen Texten (Informationen zu den Sprachen, Volksgruppen, Biografien der Schriftstellerinnen und Schriftsteller) auch teilweise sehr rares historisches und aktuelles Bildmaterial: Grafik und Malerei von Antoine-Albert Richard, Olimpio ‚Mauso‘ Cari, Josef Schwarz, Ceija Stojka, Eva Maria Walch und aus verschiedenen privaten Sammlungen; und Fotografien, die einen Eindruck vom Leben und den Landschaften der Fahrenden geben.

Steine am Weg. Gedichte und Erzählungen
(Am Herzen Europas 10)
Hg. von Gerald Kurdoğlu Nitsche und Bruno Gitterle
im EYE Literaturverlag

*Lesen Sie die Buchbesprechung
in voller Länge in: *Zwischenwelt* Nr. 1/2018



Autorinnen und Autoren

Armin Eidherr

Professor für Jüdische Kulturgeschichte
an der Universität Salzburg, *Salzburg*

Eduard Freudmann

Künstler und Lehrender an der Akademie
der bildenden Künste Wien, *Wien*

Martin Hanni

Autor und Journalist, *Bozen*

Tímea Junghaus

Kunsthistorikerin, Kuratorin und
Geschäftsführerin ERIAC e.V., *Budapest/Berlin*

Michael Neuhaus

Fotograf, *Duisburg*

Marion Oberhofer

Kunst- und Kulturvermittlerin, *Bozen/Wien*

Gerald Kurdoğlu Nitsche

Künstler, Publizist, Galerist, *Landeck*

Francesco Palermo

Professor für öffentliches Recht an der Universität
Verona; Direktor des Instituts für vergleichende
Föderalismusforschung Eurac Research, *Bozen*

Francesco Tancredi

Publizist und Kulturvermittler, *Florenz/Brixen*

Nino Pušija

Fotograph, *Berlin*

Sigurd Paul Scheichl

em. Professor für Neuere deutsche Literatur
an der Universität Innsbruck, *Nals*

Eginald Schlattner

Autor, Gefängnisseelsorger, *Hermannstadt*

Stilbé Schroeder

Ausstellungskoordinatorin und
kuratorische Assistentin,
Casino Luxembourg – Contemporary art forum
Luxemburg

Sandra Schwender

freie Kuratorin und Leiterin der Kunstvermittlung,
Casino Luxembourg – Contemporary art forum
Luxemburg

Nico Staiti

Professor für Ethnomusikologie
an der Universität Bologna, *Bologna*

Claudia Raudha Tröbinger

Autorin, *Burgstall*



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura